

## Vita<sup>1</sup>

Geboren wurde ich am 30. 07. 1934 in Berlin, mein Vater war Fischhändler. Kindheit und Jugend verbrachte ich in Neufahrland bei Potsdam. Ende der vierziger Jahre siedelte die Familie, obwohl der neuen Gesellschaft im Osten Deutschlands väterlicherseits durchaus freundlich gesonnen, aus Gründen beruflicher Existenz nach Westberlin (Berlin-Wedding) über. Dort absolvierte ich das Abitur und begann mit dem Studium der Germanistik und Anglistik, später auch der Philosophie. Andere Fächer, in die ich gelegentlich hineinhörte, waren Kunstgeschichte und Soziologie. Ich studierte an der FU Berlin, in München, Bristol und Heidelberg, wo ich zuletzt Mitglied des Collegium Academicum war. 1966 promovierte ich bei Rudolf Sühnel mit einer Arbeit zum Stil Sean O'Caseys, meine Nebenfächer waren Philosophie und Germanistik, meine Prüfer in diesen Fächern Dieter Henrich und Arthur Henkel. Von 1961-1971 lehrte ich im German Department der Queen's University of Belfast, zuerst als Lektor für deutsche Sprache, später als Lecturer für neuere deutsche Literatur, zuletzt in der Stellung eines Reader. Von 1971 bis 1999 hatte ich eine Professur für Literaturwissenschaft und Ästhetik (mit Schwerpunkt Anglistik) an der Universität Bremen inne. Seit meiner Emeritierung 1999 lebe ich mit meiner Frau bei Grafenau im bayerischen Teil des Böhmerwaldes. Der Grund für diese späte Umsiedlung ist eine Leidenschaft, der ich von früh an verfallen bin: das Bergsteigen – wie jede Bewegung in der freien Natur. Im Süden Deutschlands ist man dem Hochgebirge sehr nahe, und der Böhmisches Wald, an dessen Rand nicht zuletzt auch der *Freischütz* spielt, liegt gleich vor der Tür.

Politisch und intellektuell wurde ich früh durch meinen antifaschistischen und literarisch interessierten Vater geprägt, der, selbst Autodidakt (weil ohne ‚höhere Schulbildung‘) mir eine kritische politische Orientierung und die Liebe zur Weltliteratur, nicht zuletzt zum Theater vermittelte. Mein Vater war, untypisch für Angehörige seiner Klasse, Atheist, Pazifist, Anti-Nationalist und ein leidenschaftlicher Hitlergegner. Den Antisemitismus hielt er für das Grundübel der Zeit. Er erzog mich zum Respekt vor Juden und jüdischer Kultur, im Geist eines bürgerlichen Kosmopolitismus, den er in der Toleranzidee des *Nathan* verkörpert fand. Er liebte Lessing, Seume, Schiller, Shakespeare, Max Reinhardts Deutsches Theater (wo er ein Premierenabonnement unterhielt), den realistischen Roman: Balzac, die Russen, Fontane, Galsworthy, Leonhard Frank, Feuchtwanger, klassische und kritisch-satirische Lyrik, insbesondere Ringelnatz, Tucholsky, Kabarett und das politische Lied. Vorbildfiguren, an denen er sich politisch orientierte, waren ihm Tucholsky und Ossietzky, die *Weltbühne* hielt er im Abonnement. Er besaß eine Bibliothek von mehreren tausend Bänden, die Klassiker der europäischen Literatur in vielfachen, oft erlesenen Ausgaben, von der Moderne vor allem die kritisch-realistische Tradition, doch auch anderes. Mit dieser Literatur bin ich aufgewachsen, denn mein Vater regte mich sehr früh zur Lektüre, auch zum eigenen Schreiben an; sobald es möglich war, nahm er mich mit ins Theater. Mein erstes Stück, ich erinnere es gut, war Ostrowskis *Der Wald*. Es war nach Kriegsende im neu eröffneten Deutschen Theater in Ostberlin, wo er so oft gewesen war, der erste von vielen gemeinsamen Theaterbesuchen. Seit diesen Tagen bin ich nie ‚ohne Buch‘, und den Theatervirus habe ich, gemeinsam mit meiner Frau, an meine Tochter weitergegeben.

Mein näherer Kontakt mit sozialistischen Einstellungen erfolgte dann in einer Potsdamer Oberschule, die ich bis zur zehnten Klasse besuchte. Ich fühlte mich in dieser Schule gut aufgehoben, erhielt einen Schulpreis für Russisch, ja gewann in einem Wettkampf Potsdamer Schulen einen ersten Platz im Brustschwimmen. Ein Gedicht gegen den Krieg, das ich für den Deutschunterricht verfasste, fand Aufnahme in einer Potsdamer Zeitung; es ist also meine erste Veröffentlichung. Eine solche Prägung fand an meiner Westberliner Schule wenig Gegenliebe. Noch als ich als Wahlthema für das Abitur Kurt Tucholsky vorschlug, wurde dies von meinem

<sup>1</sup> Ergänzend zu dieser Vita sei auf mein Gespräch mit Rüdiger Dannemann verwiesen („Ein ungelesenes, unbekanntes Meisterwerk des 20. Jahrhunderts. Gespräch mit Thomas Metscher“, in: Rüdiger Dannemann (Hg.), *Lukács und 68*, Bielefeld 2009, 149-156).

Deutschlehrer mit den Worten abgelehnt: „Damit gehen Sie besser in den Osten zu Ulbricht hinter die Grenze.“ Entsprechend moderat war dann auch meine Abschlussnote. Von meinen Lehrern sind mir aus der Potsdamer Zeit vor allem mein Deutsch- und Klassenlehrer, Herr Wewers und die freundliche Russisch-Lehrerin (sie prognostizierte mir ein Studium in Moskau!) in dankbarer Erinnerung geblieben, von meinen Westberliner Lehrern allein mein Lateinlehrer, Herr Wandel, ein Humanist alter Schule und der einzige Mensch mit Charakter im ganzen Kollegium. Als ich ihn einmal einer fehlerhaften Korrektur überführte, sah er mich lächelnd an und sagte: „Auch Homer kann irren, Metscher“, und dann: „Weiter so, Thomas.“ Die Worte sind mir gut im Gedächtnis geblieben.

Die Welt der Musik blieb mir lange verschlossen. Im Haus meiner Eltern gab es praktisch keine Musik, mit Ausnahme der Schlager, die meine Mutter sang. Diese interessierte sich sehr wohl für Kunstlied und Oper, konnte sich gegen meine literaturbesessenen Vater aber nicht durchsetzen – bei aller Toleranz, meiner Mutter gegenüber war er der unangefochtene *pater familias*. Ich selbst hielt mich für hoffnungslos unmusikalisch – das Resultat meines westberliner Musikunterrichts, in dem mir diese Selbsteinschätzung mit rabiaten Methoden eingetrichtert wurde. Der Durchbruch erfolgte erst sehr spät, in meiner Bremer Zeit, und ich habe ihn meinem Freund Jost Hermand zu danken. Während einer Tagung zu Goethes *Faust* in Madison, auf der ich mit einem Vortrag eingeladen war, wohnte ich eine Woche lang in seinem Haus, und es war ein Haus voll Musik, die er liebt und zu der er so klug geschrieben hat. Er machte mich dort mit Schostakowitsch bekannt, von dem ich kaum den Namen wusste - genau gesagt war es das Achte Streichquartett, C-Moll, verfaßt anlässlich eines Besuchs im zerstörten Dresden, gewidmet den Opfern von Krieg und Faschismus. Es war eine grundlegend neue Erfahrung, denn vorher war unser musikalischer Haushalt auf Brecht, Folk und das politische Lied international beschränkt, nicht wenig, aber doch nur ein kleiner Teil der musikalischen Welt. Auf diesem Weg, der nicht nur ein Umweg war, erschloß sich mir, gemeinsam mit meiner Frau, die klassische und moderne Musik. Auch dem Musiktheater wendeten wir uns mit zunehmender Intensität zu. Es war im Bremer Raum – in Bremen selbst, doch auch in Bremerhaven und Oldenburg, – auf gutem Niveau vertreten. Seit diesem Zeitpunkt vergeht kaum ein Tag mehr ohne Musik – habe ich über Musik viel nachgedacht und gelegentlich auch geschrieben.

Meine akademischen Lehrer mit prägendem Einfluss waren in der Philosophie Margherita von Brentano, Wilhelm Weischedel, Dieter Henrich und Karl Löwith. Auf philologischem Gebiet hat der in der Anglistik arbeitende Neuhumanist Rudolf Sühnel meine Arbeit, auch in späteren Jahren, entscheidend bestimmt. Die von ihm vertretene Methode eines der geschichtlichen Betrachtung offenen ‚New Criticism‘ – mit der Grundorientierung eines *close reading* der Texte – habe ich in meinen eigenen Bemühungen um eine materialistische Hermeneutik der Literatur als leitenden Gesichtspunkt aufgenommen. Sie hat dann auch in der Ausarbeitung von Werkinterpretationen, bis hin zu Shakespeare und zu Goethes *Faust*, eine wesentliche Rolle gespielt. Andere literaturwissenschaftliche Hochschullehrer, deren Veranstaltungen ich besuchte, haben nur schlechte Erinnerungen hinterlassen - mit Ausnahme eines früh verstorbenen Sühnel-Assistenten, Herrn Villgratters, einem Oberseminar Wilhelm Emrichs zum deutschen Barock spät in den sechziger Jahren und vielleicht noch der schöngeistig-interessanten Kollegien Hermann Kunischs, die dieser, vorzüglich zu Rilke und zur deutschen Romantik, vor einem andächtigen Auditorium zu zelebrieren pflegte – dem auch ich mich in einer frühen Phase gelegentlich zugesellte. Über die Vermittlung von Anregungen freilich ging solche Lehre nicht hinaus. Mein dreisemestriger Aufenthalt im Collegium Academicum dagegen - mit einem verpflichtenden interdisziplinären Lehrprogramm bei namhaften Heidelberger Hochschullehrern, zu denen Günther Bornkamm und Manfred Riedel gehörten – hat sehr wesentlich zur Erweiterung meines geistigen Horizonts beigetragen.

Meine Begegnung mit der Philosophie erfolgte erst in der Mitte der fünfziger Jahre: in Seminaren zu Platons *Menon*, Cusanus' *Idiota de Mente* und Hegels *Phänomenologie des Geistes* bei

Margherita von Brentano und Wilhelm Weischedel in Berlin; nicht zuletzt auch in dessen Vorlesungszyklus zur Geschichte der metaphysischen Erfahrung, die im Kern eine philologisch sehr exakte Geschichte des europäischen philosophischen Denkens war, betrachtet vom Gesichtspunkt seiner existentiell-ideellen Voraussetzungen. Hier lernte ich, dass Philosophie kein logisches Glasperlenspiel ist, sondern eine aus radikalem Fragen hervorgehende Weltinterpretation, der eine bestimmte Haltung zur Welt entspricht. Philosophie wurde mir zur existentiellen Frage, Nietzsches „Philosophie ist Leben in Eis und Hochgebirge“ zum Leitspruch meines eigenen Lebens; zumal ich, anders als Nietzsche, damals schwere Bergtouren unternahm. Später lernte ich, dass die Interpretation der Welt so wenig genügt wie die existentielle Haltung in ihr - „es kömmt drauf an, sie zu verändern“, heißt es treffend bei Marx. Doch die *Feuerbach-Thesen* kannte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Zu meinen ersten philosophischen Lektüren gehörte Heideggers *Sein und Zeit*, das ich gemeinsam mit einem Studienfreund, Peter Landau, auf Anraten Frau von Brentanos erarbeitete. In München hörte ich scholastische Philosophie bei Henri Deku und las Thomas von Aquin. Hier wurde mir, trotz einer unübersehbaren dogmatischen Verengung der Darstellung, ein Stück geistigen Neulands erschlossen. In Bristol machte ich eine erste, interessierte Bekanntschaft mit analytischer Philosophie und folgte lernbegierig den Ausführungen H.D.F. Kittos zur antiken Tragödie – im Vergleich mit dem Shakespearotypus. Im Department of Philosophy, dessen damaliger ‚Head‘ Stephan Körner war, verfaßte ich ein *seminar paper* zur Frage ‚Is Metaphysical Experience Possible?‘ und studierte die empfohlene Lektüre von A.J. Ayers *Language, Truth and Logic* mit wachsendem Missbehagen.

Die Bekanntschaft mit marxistischem Denken verdanke ich keinem meiner akademischen Lehrer. Sie erfolgte im Selbststudium. Der Marxismus wurde an den Universitäten, an denen ich studierte, seinerzeit nicht gelehrt. Vor allem war es die Lektüre von Lukács, die mich auf die Wege marxistischen Denkens brachte, gefolgt von den klassischen Texten, dann vor allem von Brecht, den ich nie als Widerpart – vielmehr als Ergänzung im Widerstreit – von Lukács begriff; von späteren Erfahrungen sind vor allem Bloch und Gramsci zu nennen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Begegnung mit der Frankfurter Schule, positiv im Hinblick auf die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft und die Genesis des Faschismus in ihr, kritisch im Streit um Beckett, die Avantgarde und das kunsttheoretische Denken Adornos. Impulse daraus gingen in meine Entwürfe zu einer materialistischen Ästhetik ein, mit denen ich seit den späten sechziger Jahren befasst bin.

Einen entscheidenden Einfluss – politisch-ethisch und intellektuell – übte auf mich Günter Anders aus, dem ich 1958 auf dem Anti-Atom-Kongress in Berlin begegnete. Auf diesem Kongress lernte ich auch Wolfgang Fritz Haug kennen, woraus über lange Jahre eine politische und persönliche Freundschaft erwuchs, der ich, bei allen späteren Differenzen, viel zu verdanken habe. Hier wurde auch das *Argument* geboren, dessen erste Nummer 1959 herauskam. Meine ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen waren dann auch höchst unterschiedlicher Natur: die an Anders anschließenden „Notizen für eine Ontologie der atomaren Situation“, erschienen im *Argument* 18 von 1961, und im gleichen Jahr eine Interpretation von T.S. Eliots Spätwerk *Burnt Norton*, die Rudolf Sühnel veranlasste.

In meiner Belfaster Zeit beschäftigte ich mich viel mit irischer Geschichte, vor allem mit der Geschichte des Republikanismus und der Arbeiterbewegung, aus Interesse an Land und Leuten, doch auch im Zusammenhang mit meiner Dissertation. Gemeinsam mit meiner irischen Frau, der ich im German Department, wo sie studierte, begegnet war, entdeckte ich den hierzulande kaum bekannten James Connolly, Arbeiterführer, Marxist und theoretischer Schriftsteller. Er war ein organischer Intellektueller seiner Klasse, in Gramscis Sinn, und gehört zu den ersten, die sich mit dem Verhältnis von antikolonialem Kampf und sozialer Revolution theoretisch wie praktisch befassten. Als einer der Führer des Osteraufstands von 1916 wurde er von den Engländern standrechtlich erschossen.<sup>2</sup> Sein *Labour in Irish History* las ich, als ich über die zu den Dramen O’Caseys schrieb, und obwohl in meiner Dissertation der philologische Gesichtspunkt überwiegt,

<sup>2</sup> Zu Connolly siehe Werkstatt II: „James Connolly and Integrative Marxism“.

ist diese Lektüre in die Textinterpretation eingegangen. Ich lernte dabei, dass der ‚nationale Gedanke‘ auch eine progressive, demokratische und sozialistische Komponente besitzt – von Deutschland her kannte ich ihn nur verbunden mit Chauvinismus und Reaktion. In Irland fand ich dann auch den ersten Kontakt mit der organisierten Arbeiterbewegung, damit die Verbindung zur Praxis politischer Kämpfe, ein Weg, den ich nach meiner Rückkehr nach Deutschland weiterging. Meine intellektuelle Grundorientierung, samt ihrer praktisch-politischen Konsequenzen, ergab sich aus diesen sehr unterschiedlichen Erfahrungen, die alle ihre Spuren hinterlassen haben. Und ganz sicher dankt sie sich der glücklichen Begegnung mit Menschen, von denen ich viel habe lernen können – mehr als diese selbst wissen. Eingegraben in mein Bewusstsein hat sich, als Resultat einer solchen Bildungsgeschichte, Marx’ kategorischer Imperativ, „alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“. Eine solche Orientierung bestimmt nicht nur, welche Philosophie man hat und welche politische Praxis, sie bestimmt auch die philologische Tätigkeit und die wissenschaftliche Lehre. ‚Wer so gezeichnet ist, wendet sich nicht mehr‘, heißt es im Altchinesischen.

In meiner wissenschaftlichen Arbeit sind philologische und philosophische Interessen gleichwertig verteilt – dies gilt von dem Zeitpunkt an, an dem ich mit der Philosophie bekannt wurde, und es ist bis auf den heutigen Tag an so geblieben. Dabei habe ich das spannungsvolle Verhältnis zwischen Philologie und Philosophie nie als antagonistisch, sondern stets als befruchtend empfunden. Die Philosophie habe ich dann auch philologisch zu betreiben versucht, also stark orientiert an den Texten, die Philologie mit Blick auf ihre theoretische Fundierung, ohne dabei neukritische Textgenauigkeit und geschichtsmaterialistische Kontextualisierung aufzugeben. Daraus ergab sich, quasi organisch, das Interesse an ästhetischer Theorie, vor allem an der Ästhetik der Künste. Dem kam entgegen, dass ich Literaturwissenschaft Zeit meines wissenschaftlich bewussten Lebens nie nationalliterarisch, sondern weltliterarisch-komparatistisch aufzufassen versuchte (nach dem Maß des mir Möglichen) – eine Neigung, die in der Lehre Sühnels eine starke Förderung fand. Da kam es mir sehr zu paß, in den sechziger Jahren in Heidelberg mit einer anglistischen Arbeit promovieren und fast zeitgleich in Belfast mit der Lehre der deutschen Literatur beginnen zu können. An der Queen’s University begegnete mir zudem eine Haltung liberaler Toleranz im besten Wortsinn, die ich an deutschen Universitäten, von wenigen Personen abgesehen (es sind im Wesentlichen die oben genannten), nicht kennen gelernt hatte. Immerhin wurde mir an dieser Universität, die ganz und gar konservativer Ausrichtung war, für eine prononciert marxistische Arbeit, *Hegel und die philosophische Grundlegung der Kunstsoziologie*, eine Readership zuerkannt, was an britischen Universitäten eine große Auszeichnung ist. Mit einem Honours-Seminar zu Goethes *Faust* erarbeitete ich dann auch eine Interpretation des Dramas, die, veröffentlicht unter dem Titel *Faust und die Ökonomie*, bei deutschen Germanisten für einiges Furore sorgte. Meiner Neigung zum komparatistischen Arbeiten konnte ich in Bremen, wo ich nun wiederum mit dem Schwerpunkt Anglistik lehrte, auch institutionell nachkommen. Die in meiner Zeit sehr offenen Strukturen des Bremer Lehrprogramms haben dies gestattet. Möglich wurde auch, in interdisziplinärer Arbeit die Grenzen zwischen den einzelnen Künsten zu überschreiten – was meinen Interessen gleichfalls sehr entgegenkam. Denn zu meinen Grundüberzeugungen gehört, dass die philologischen Wissenschaften nur dann eine Zukunft haben, wenn sie die literarische Entwicklung im Konnex mit der Geschichte anderen Künste wie der Gesellschaftsgeschichte überhaupt erforschen. Was Bremen betrifft, war dies im Ansatz möglich. Auf diese Weise konnten dann auch die hier Lehrenden selbst in die Lehre gehen, konnte der Erzieher erzogen werden. Eins der ersten interdisziplinären Projekte in Bremen, die ich plante und leitete, war ein Shakespeare-Projekt, in dem dieser unter solchen Gesichtspunkten, einschließlich eines schulpraktischen Anteils, im Verlauf dreier Semester behandelt wurde. Die Arbeit am Text wurde durch kontextuelle Gesichtspunkte - sozialgeschichtlich, politologisch, ideengeschichtlich, kunst- und kulturgeschichtlich - erweitert. Sie wurde durch Gastvorträge ergänzt; zu den Vortragenden gehörten Raymond Williams, David Craig und Rudolf Sühnel. Die Veranstaltung wurde in ihren

Ergebnissen in einem Band des *Gulliver* dokumentiert.<sup>3</sup> Dieser gehört zu den sicher seltenen wissenschaftlichen Publikationen, in denen studentische Beiträge mit denen ihrer Lehrer vereint sind. Mit Sühnels Vortrag über den englischen Frühhumanismus, der gleichfalls in dem Band Aufnahme fand, war noch eine weitere Generation von Hochschullehrern unter dem Dach des *Gulliver* präsent.

Mein Interesse an Shakespeare geht auf meine frühen Berliner Jahre zurück; Fritz Kortners Inszenierung von 1957 mit Erich Schellow als Hamlet hat eine bleibende Erinnerung hinterlassen. Zu Shakespeare gesellte sich später John Donne, mit dem ich in Sühnels Seminar vertraut wurde. Noch heute gilt mir „The Canonization“, über das ich eine Interpretation verfasste, als eins der großen Liebesgedichte der Weltliteratur. Die Lyrik trat in meiner Wertschätzung an die Seite des Dramas. Kurz dachte ich daran, über Donne oder Shakespeare zu promovieren, es blieb aber dann doch beim modernen Drama, ein Anti-Szondi wurde geplant, es wurde ein Sean O’Casey daraus. Meine wissenschaftlichen Kontakte bezüglich der Shakespeare-Studien in meiner Bremer Zeit waren stark an der Shakespeare-Gesellschaft in Weimar orientiert, in deren Tagungen neue, auch politisch gültige Themen erschlossen wurden. Das Angebot der ‚Gesellschaft West‘ kam mir im Vergleich damit schal und antiquarisch vor. So war ich über eine Reihe von Jahren Gast in der Stadt Goethes, Schillers, Herders, und stets mit Vorträgen im Programm. Die Atmosphäre war weltoffen, die Teilnehmer international, streitbar, neuen Gedanken aufgeschlossen, politisch mehrheitlich auf der Linie, die auch ich vertrat. Das damals Geleistete, und es war Bedeutesendes darunter, ist heute vergessen; in den blauen Jahrbüchern kann es nachgelesen werden. Wieder einmal fühlte ich mich in der DDR zuhause. Ich unterhielt zahlreiche Kontakte zu Kolleginnen und Kollegen in diesem, jetzt untergegangenen Land.

Shakespeare behielt seinen zentralen Platz während meiner ganzen Bremer Lehre. Der Grundkurs Literaturwissenschaft, den ich in den letzten zehn Jahren als verbindliche zweisemestrige Veranstaltung etablierte, begann mit der *Poetik* des Aristoteles und schloß mit einem Roman des 20. Jahrhunderts; unter den acht *set texts*, die in schriftlichen Hausarbeiten behandelt werden mussten, waren stets zwei Shakespeare-Dramen. Die Akzeptanz unter den Studierenden war höchst erfreulich. In ihrer Mehrheit - es waren nie weniger als 60/70 Personen – absolvierten sie den Kurs mit guten Erfolgen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl arbeitete in den anschließenden Seminaren weiter, die – meist auch zu Shakespeare - in den Folgesemestern angeboten wurden.

Diese divergierenden Erfahrungen und Interessen haben sich nicht zuletzt auch in meinen Publikationen niedergeschlagen.

---

<sup>3</sup> „Shakespeare inmitten der Revolutionen“. *Gulliver. Deutsch-englische Jahrbücher* 6 (1979).